

HEIMAT – eine Farm in Namibia

Urlaub auf dem Bauernhof – am Rand der Kalahari

Text und Fotos Frank Hoffmann

»Ich bin hier in Südwest geboren« erzählt Rainer Seifart. Die Großeltern entstammten einer großbürgerlichen Familie in Schlesien und wanderten im Jahr 1926 von dort nach Südwestafrika ein.

Rainers Urgroßvater mütterlicherseits betrat sogar schon 1867 südwestafrikanischen Boden. Er kam mit den Rheinischen Missionaren ins Land und bestritt seinen Lebensunterhalt als Kaufmann und Händler. Ein abenteuerliches Leben damals – hier zwischen rivalisierenden Eingeborenen, wilden Tieren und einer Handvoll weißer Siedler.

Familiengeschichte ist Rainers Hobby und zu Recht ist er stolz auf sein kleines Museum mit Artefakten aus der Vergangenheit von Südwest.

Aber Rainer ist um Gottes willen kein Museumsdirektor, das sieht man schon an seinen kräftigen Händen und dem sonnengebräunten Gesicht. Rainer Seifart ist Farmer in Namibia.

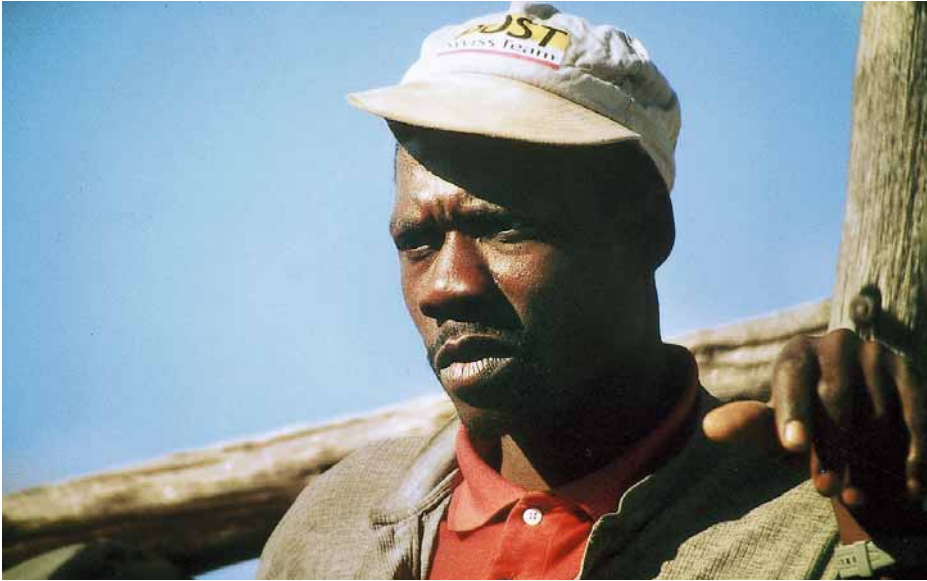
Wir sind auf Pad

unterwegs von Windhoek zur Farm. Pad, so nennt man die Straßen hier in Südwest. Rainer hat mich am Flugplatz abgeholt und erzählt während der langen Autofahrt über das Leben hier. Zuerst gleitet der Kombi noch ziemlich ruhig über den Asphalt. Bald aber haben wir das schwarze Teerband hinter uns gelassen. Auf der Schotterstraße ziehen wir eine gigantische Staubwolke hinter uns her. Staub hat es hier viel – und Steine! »Ja wir sind hier steinreich«, grinst Rainer. Mit seiner 5343 ha großen Farm gehören die Seifarts zwar nicht zu den ärmsten im Lande, aber man muss sich als Farmer hier schon ordentlich nach der Decke strecken, besonders in den Jahren, wo es mit dem sowieso knapp bemessenen Regen nicht so recht klappen will. Dann wird die Weide, auf der selbst in regenreichen Jahren der sandige Boden durchs Gras schimmert, noch karger und das Vieh läuft sich bis zum nächsten Halm die Hufe wund. In solchen Jahren sinken die Fleischpreise. Viele Farmer können dann ihre Herden nicht mehr ernähren und müssen verkaufen.

Die Seifarts hatten da eine Idee! Bei uns in Deutschland nennt man das »Urlaub auf dem Bauernhof«. Mir nichts, dir nichts errichtete man neben dem Farmhaus zwei weitere Häuschen mit drei urgemütlichen Zimmern, informierte darüber im Internet und siehe da – es kommen Gäste.

Kein Vergleich natürlich mit einem schlafmützigen Urlaub auf einem Hof in deutschen Landen. Geschlossene Ställe, eingesperrte





Tiere und Landmaschinen mit Hightech sind hier nicht angesagt.

Seine 300 Rinder gedeihen unter der heißen Sonne Namibias und suchen sich ihre Mahlzeit selbst zusammen. 700 Schafe und Ziegen sind tagtäglich mit zwei Hirten unterwegs. Die Hühner laufen wohin sie wollen und werden nur ab und zu von Wildkatzen in ihre Schranken verwiesen.

Mit Leoparden oder Geparden gibt es auf der Seifartschen Farm keine Probleme, aber die Nachbarfarmen, näher an den Bergen gelegen, müssen den großen gefleckten Katzen hin und wieder ein Tier opfern.

Unsere Fahrt führt durch einsames gelbes und

ockerfarbenes Land,

bis etwa 130 Kilometer südöstlich von Windhoek.

Endlich fahren wir durch das Farmtor und dann noch mal fast zehn Minuten zu den Farmgebäuden, die malerisch mit ihren roten Wellblechdächern zwischen hohen Kakteen, blühenden Büschen und Bäumen hervor lügen. Uns begrüßen die Hunde Mozart und Poldi. Ich richte mich erst mal im Gästehäuschen ein. Mich empfängt ein hübsches freundliches Zimmer mit bunten Stoffen, Badezimmer und kleiner Terrasse.

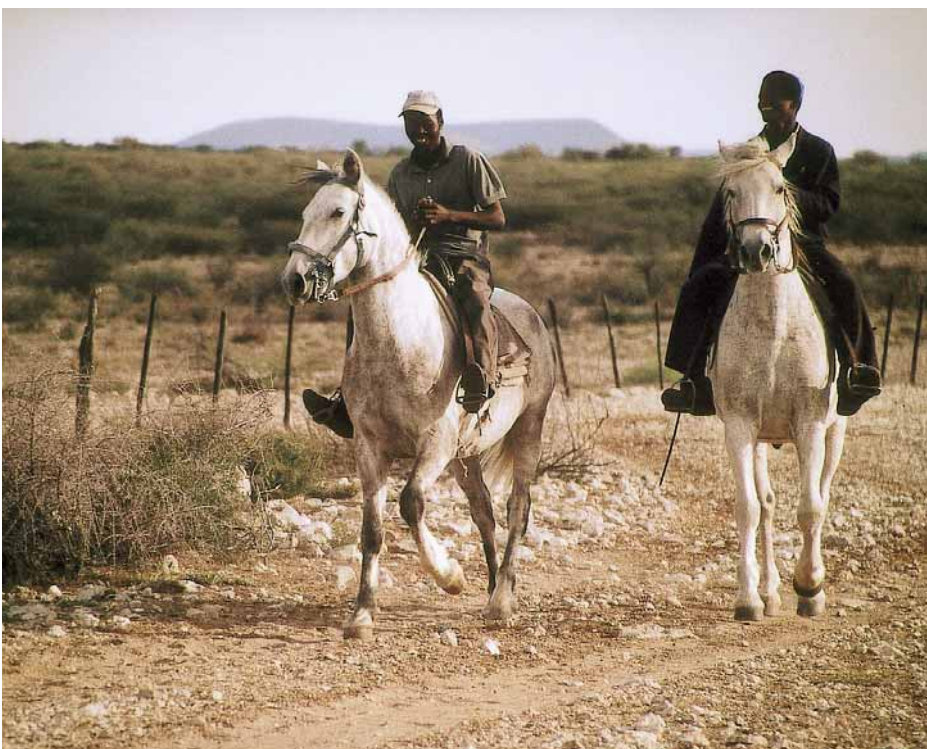
Inzwischen hat Rainer ein zünftiges Mittagssmahl zubereitet, das wir mit ein paar Gläsern Kaktuslimonade auf der großen schattigen Terrasse des Farmhauses gemeinsam einnehmen.

Sonst und in den nächsten Tagen ist Mari-
anne Seifart für die Mahlzeiten zuständig, aber heute ist sie zum Großeinkauf mit den Kindern nach Windhoek gefahren. Beim gemeinsamen Abendessen im urgemütlichen Wohnzimmer lerne ich dann auch den Rest der Familie kennen: Die 17jährige Mareike, die 15jährige Annette und das 9jährige Nesthäkchen Luise. Jetzt in den Schulferien leben sie auf der Farm. Den Rest des Jahres verbringen sie, wie fast alle Farmkinder, im Internat in der Hauptstadt. Sie haben allerdings das Glück, an jedem Wochenende die Farm besuchen zu können, da Windhoek nur zwei staubige Fahrstunden entfernt liegt. Der Abendbrottisch ist reich gedeckt. Viele Produkte, wie Butter, Rauchfleisch, Marmeladen und Säfte, sind hausgemacht. Zugreifen ist erwünscht.

Ich fühle mich inmitten dieser Familie wie zu Hause. Warum auch nicht, ist der Name dieser Farm doch nicht umsonst »Heimat«.

Rainer nimmt sich viel Zeit für seine Gäste. Er zeigt mir auf dem Hof besagtes kleines Heimatmuseum, die Dieselgeneratoren für den gesamten elektrischen Strom und die Windmotoren, die das Wasser tief aus der Erde pumpen. Kühlschränke und Kühltruhen funktionieren mit Petroleum.

Stolz ist Rainer auch auf seine kleine Oldtimer-Sammlung. Nebeneinander stehen in einer Halle 3 alte Ford- und Chevrolet-Pickups aus den 50er und 60er Jahren. Mit



einem alten, klapprigen Buggy – gebastelt aus einem Uralt-Käfer – sind die Kinder oft auf der Farm unterwegs. Insgesamt befinden sich dort neben einem 3-Tonner-Transporter je ein Isuzu- und Toyota-Pickup, ein Nissan-Kombi, ein VW-Bus sowie ein Traktor. Rund zehn Fahrzeuge im Alter von 5 – 53 Jahren befinden sich auf der Farm. Nicht immer sind alle einsatzbereit. Auto- und andere mechanische und elektrische Reparaturen behebt fast jeder Farmer selbst. Eine eigene Werkstatt dafür ist obligatorisch.

Auch ein winziger Einkaufsladen für die schwarzen Arbeiter wird hier auf der Farm zweimal in der Woche betrieben. Er hält neben Maismehl, Zucker, Tabak und Kleidung vor allem auch Batterien für die Kofferradios der Schwarzen bereit.

Sieben Arbeiter leben auf Heimat mit ihren Familien. Insgesamt 25 Personen, für die der Farmer auch eine gewisse Verantwortung trägt. Sei es die Versorgung kleiner Wehwechen, Fahrten ins Krankenhaus oder das Ermöglichen des Schulbesuchs der Kinder.

Diese Familien leben – wie auf fast allen Farmen im Lande – einige hundert Meter vom Farmhaus entfernt in einer winzigen Siedlung – die man hier in Südwest Werft nennt. Zwei der schwarzen Frauen helfen im Haushalt. Das Schreien des Säuglings, den eine der beiden traditionsgemäß fast immer auf dem Rücken trägt, stört hier niemand. »Willste mit

auf Posten

fahrn?« fragt Rainer. Klar fahr ich mit auf Posten! Mit einem alten amerikanischen Pickup, auf den Rainer noch schnell ein paar Sack »Lecke« knallt, geht es los. Entlang der endlosen Zäune, die bei dieser Gelegenheit gleich vom Wagen aus kontrolliert werden, erreichen wir den ersten Posten. Hier grenzen mehrere durch Zäune abgetrennte Weiden aneinander. Hier befindet sich die Tränke und der Futtertrog, in den nun die Lecke – ein mineralisches Zusatzfutter – geschüttet wird.

Die Tore von diesem Areal führen zu den angrenzenden Weiden, den sogenannten Kamps und können wie Schleusen geöffnet und geschlossen werden, um die Herden von einer Weide zur anderen zu lenken.

Jeder Farmer hat da sein eigenes System. Auf jeden Fall brauchen die benutzten Weideflächen viele Wochen zum Erholen, bevor die Rinder in diesen Kamp zurück geschleust werden können.

Auf manchen der Posten befindet sich ein Bohrloch mit Windmotor. Andere Posten werden durch kilometerlange Rohrleitungen mit Wasser versorgt. Allein sechs Windmotoren holen das kühle Nass auf der Farm Heimat aus bis zu 130 Metern Tiefe.

Haben sich die 300 Rinder tagsüber auf den für sie geöffneten Kamps zur Futtersuche weit verteilt, treffen sie regelmäßig am späten Nachmittag durstig auf den jeweils geöffneten Posten ein. Hier hat der Farmer dann die Möglichkeit, Gesundheitszustand und Verfassung der einzelnen Tiere in Augenschein zu nehmen, gegebenenfalls zu impfen oder zu verarzten.

Farm Heimat verfügt über sechs Posten mit 30 Kamps. Über 30 Kilometer Länge erreicht der Grenzzaun rund um die Farm und

120 Kilometer Zäune

trennen die Kamps voneinander. 120 Tore sind instand zu halten sowie die vielen Kilometer Wasserleitungen, die von Warzenschweinen und Oryx-Antilopen regelmäßig immer wieder zerstört werden. Wild gibt es auf Heimat nicht wenig. Auf unseren Fahrten kreuz und quer durchs Buschland der Farm erleben wir flinke Steinböckchen, da und dort eine Oryxantilope, allenthalben Springböckchen und sogar eine ganze Reihe großer Kudus. »Im Gemüsegarten«, schimpft Marianne, »erntet die Stachel-schweine schneller als wir.« Der Singhabicht kreist an machen Tagen auch sehr aufdringlich über der Hühnerschar.

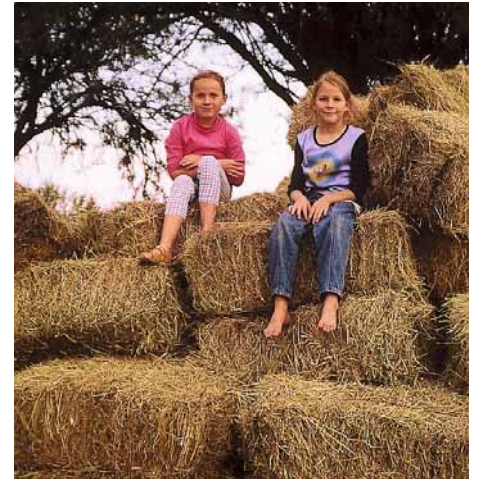
Wegen der herumstreifenden Schakale braucht sich Rainer bezüglich der Rinder keine Sorgen zu machen. Sollte einer dieser Räuber ein frisch geborenes Kälbchen versuchen anzuknabbern, sorgt das Muttertier meist mit einem gezielten Huftritt für Ordnung. Nur die Lämmer oder einzelne verirrte Schafen stehen ganz oben auf Schakals Speiseplan.

Aus diesem Grund hält Marianne Seifart die jungen Lämmer auch direkt auf dem Hof und die allabendlich zurückkehrende Schaf- und Ziegenherde wird akribisch genau von ihr kontrolliert. Jeden Morgen und jeden Abend patrouilliert die ganze Herde durch einen schmalen Verschlag hintereinander an ihr vorbei. Bis 700 muss sie zählen. Stimmt die Zahl nicht, wird wiederholt und wird das Resultat dann auch nicht besser, gehen die beiden schwarzen Hirten suchen. Dabei helfen ihnen dann die Hunde und gegen die Angst in der Dun-

kelheit das Kofferradio – dicht ans Ohr gepresst.

Höhepunkte auf Heimat sind eine eintreffende Lkw-Ladung mit Heuballen und anderntags die Lieferung von ein paar Dutzend Papiersäcken mit Lecke. Die Kinder entdecken Beides sofort als neuen Spielplatz zum Klettern und Turnen.

Morgens, kurz nach Sonnenaufgang, holt ein großer Isuzu-Laster eine Gruppe Rinder vom Hof. Durch eine enge, stabile Rampe werden die Tiere hinauf getrieben. Gesattelte Pferde stehen bereit, falls mal wieder eines der heißblütigen Brahmaner-Rinder – eine Kreuzung aus europäischen Rassen und dem indischen Zebu-Rind – über das Gatter flieht. Aber es klappt heute alles reibungslos und eine halbe Stunde später verlassen die Tiere ihre angestammten Weideplätze auf Heimat in Richtung Otjiwarongo. Dass der Schlachthof dort zu einem der modernsten des südlichen Afrika zählt, wird sie weniger tangieren.





den Zaun die Hinterhand gebrochen. Mit Pickup und Gewehr war man ausgerückt. Stunden später ist das kleine Kühlhaus der Farm gefüllt. Nach einigen Telefonaten ist ein Kaufinteressent gefunden.

»Willste mit nach Dordabis?« Klar will ich mit

nach Dordabis!

Die Weberei in Dordabis – einem kleinen Örtchen, knapp eine Fahrstunde entfernt – möchte das Rind haben. Zerteilt und in Plastiksäcke verpackt beladen wir den Kombi damit.

Während der Wagen in Dordabis wieder entladen wird, zeigt mir Rainer die Teppichweberei. Aus der Wolle der Karakul-Schafe fertigt man hier dekorative, derbe Teppiche. Früher, als diese harte Wolle, die für Textilien nichts taugt, anfiel, füllte man damit die Schlaglöcher der Straßen! Nur die Felle der bis zu 48 Stunden alten Lämmer finden Absatz in der Pelzindustrie. Aber Persianerjacken und -mäntel waren aus der Mode gekommen und erst in den letzten Jahren steigt wieder die Nachfrage auf dem Weltmarkt. Auch Heimat war vor Jahrzehnten eine reine Farm für die Zucht von Karakul-Schafen. Die Teppichmanufaktur jedenfalls leitet die Enkelin jenes berühmten August Stauch, der vom Bahnmeister zum Diamantenkönig aufgestiegen war. Anfang April 1908 fand der schwarze Arbeiter Jeremias Lewala bei Gleisarbeiten in der Nähe von Lüderitz den ersten Diamanten und lieferte ihn pflichtbewusst bei seinem Chef Stauch ab. Dieser Fund löste das große Diamantenfieber von Südwest aus.

Auch den Bruder der Webereibesitzerin lerne ich kennen. Er ist Besitzer der Tankstelle und des kramladenmäßigen »Supermarktes« in Dordabis.

Auch ich partizipiere vom Unfall des unvorsichtigen Bullen. Auf dem glühend heißen Grill liegen

T-Bone-Steaks

von der Größe XXL. Heute abend waren Rainer und ich mit dem Donky-Karren hinausgefahren. Die Esel sind kaum zu halten und der Karren rumpelt flott über Stock und Stein hinein in die afrikanische Nacht.

Ein paar Kilometer abseits der Farmgebäude hat Rainer einen »Campingplatz« angelegt. Mit Buschtoilette und Dusche! Ein kleiner Sitzplatz mit gemauerter Feuerstelle. »Ach ja«, sagt Rainer »so ein- bis zweimal im Jahr stehen Reisende vorm Farmhaus und fragen, ob sie auf der Farm auch campen könnten.«

Wir sind alleine – unter Männern – mit ein paar Dosen Windhoek-Lager und unseren brutzelnden Steaks. Wir philosophieren ein bisschen – über die Zukunft von Südwest, über meinen nächsten Besuch auf Heimat und über Gott und die Welt. Der Duft des gebratenen Fleisches treibt hinaus in die dunkle Savanne. Schaurig schön ertönt das Geheul der Schakale ganz in der Nähe. Über uns glitzert der unvorstellbare Sternenhimmel Afrikas mit dem funkelnden Kreuz des Südens.



Aber auch auf Heimat ist Schlachtfest. Zwar nicht geplant, aber für die schwarzen Farmarbeiter nicht unwillkommen. Erhalten sie doch bei Heimschlachtungen Berge von Fleisch und die bei ihnen noch beliebteren Innereien, auf deren Verarbeitung und Zubereitung ich an dieser Stelle mit Rücksicht auf des Lesers Magen nicht näher eingehen will.

Einer der Brahmanen-Bullen hatte sich gestern auf der Weide bei einem Angriff auf